

YACHT-SZENEN

... im Nebel

„Rettungsboot eins an Basis. Ich werde später als erwartet zurück sein. Stecke in dichtem Nebel und habe keine Ahnung, wo ich bin.“

„Verstanden, Rettungsboot eins. Bitte geben Sie Ihre exakte Position an. Over.“

Ich hasse Nebel. Zugegeben, es ist nicht so schlimm, wenn man eine Radaranlage vom Feinsten hat, ein GPS und eine Crew, die auf zwei Seemeilen eine Stecknadel ins Wasser flutschen hört. Aber wenn man sich in einen winzigen Hafen vortastet und als Hilfsmittel nichts weiter als ein Echolot mit Wackelkontakt und ein paar verschmalzte Ohren hat, kann einem die schauerliche graue Decke ganz schön Angst einjagen.

Pass gut auf mich auf!

Zwei Yachten wollen gemeinsam den Ärmelkanal überqueren. Eine von ihnen verfügt über ein neues Radargerät an Bord,



während die andere keinerlei Hightech dieser Art hat. Obwohl sie immer in Sichtweite bleiben wollen, verabreden sie, sich stündlich über Funk zu melden. Sie sind gerade dabei, in die Großschiffahrtsstraße einzulaufen, als sie in eine dicke Nebelbank geraten und sich aus den Augen verlieren.

Die Sichtweite schrumpft auf unter zehn Meter, so schaltet die führende Yacht ihr Radar ein. Fast sofort bekommt man ein riesengroßes Echo zu sehen, höchstwahrscheinlich ein Schiff, dessen Kurs auf direktem Weg zu dem kleinen Punkt auf dem Radarschirm führt, der die andere Yacht darstellen muss. Es bleiben nur ein paar Minuten zum Handeln. Der Skipper stellt sein Funkgerät auf den verabredeten UKW-Kanal und versucht verzweifelt, seinen Freund zu warnen. Die andere Yacht hört jedoch nicht. Vielleicht ist das UKW ausgeschaltet – damit man besser in den Nebel lauschen kann oder warum auch immer. Das große Schiff nähert sich jedenfalls ebenso unerbittlich wie ahnungslos dem kleinen Ziel auf seinem Kurs. Neben einem verzweifelten Tuten des Nebelhorns gibt es nichts, was die führende Yacht tun kann, außer voll Grauen mitanzusehen, wie sich das große Echo und der kleine Punkt auf dem Radarschirm immer näher kommen. Bis sie mit atemberaubender Endgültigkeit verschmelzen. Das große Schiff muss die Yacht gerammt haben.

„Er ist tot“, stöhnt der Skipper.

Beide Punkte trennen sich wieder. Ein paar Minuten später



macht die andere Yacht ihren Funkruf zur vollen Stunde.

„Großer Gott, du lebst noch“, ruft der Führungsskipper.

„Türlich lebe ich“, kommt die fröhliche Antwort, „warum sollte ich nicht?“

„Wie jetzt? Was war mit dem Schiff?“

Erstaunte Stille am anderen Ende.

„Ein Schiff? Was für ein Schiff? Ich steck im Nebel, hast du irgendwo ein Schiff gesehen?“

Leuchtendes Vorbild

Feuerschiffe sind markante Dinge, oder? Na ja, nicht immer. Vor vielen Jahren, als die meisten Feuerschiffe noch bemannt waren, starrte ein Wachhabender auf eine dicke Nebelbank. Er ist überrascht, den geisterhaften Schatten eines kleinen Motorboots an seinem Heck schweben zu sehen. Er nimmt seine Flüstertüte, um den Skipper anzurufen.

„Ist bei Ihnen alles okay?“, fragt er.

„Ja, klar“, kommt die Antwort. „Ich warte nur, um hinter Ihnen einzulaufen ...“

Gut gezielt und trotzdem daneben

Nach erfolgreicher Kanalüberquerung von Calais aus befindet sich ein Motorkreuzer vor der Küste von Essex, als er von dichtem Nebel eingehüllt wird. Der Skipper nimmt das Gas zurück, um erst mal die Lage zu peilen, als er ein Motorengeräusch hört – zu seiner enormen Erleichterung erscheint ein kleines Baggerschiff aus dem Trüben.

In der Erwartung, dass die Crew eines Arbeitsbootes ihre Navigation tiptopp beherrscht, beschließt der Skipper, der Barkasse zu folgen, um sicher in den nächsten Hafen geführt zu werden. Er hat sich gerade an deren Achtersteven geheftet, damit er den Sichtkontakt nicht verliert, als er vom geräuschvollen Aufstoppen der Barkasse aufgeschreckt wird. Noch alarmierender für den Skipper ist allerdings die Tatsache, dass sein eigener Kiel unmittelbar darauf laut knirschend in eine Kiesbank stößt.

Siehst du irgendwelche Schiffe?



... nur einen Haufen
großer grüner Flecken ...



Mit ablaufendem Wasser und abnehmender Sicht wird die Situation immer trostloser. Der Skipper lässt sein Beiboot zu Wasser und rudert rüber, um die gemeinsame Misere zu besprechen.

„Was meint ihr, was sollen wir tun?“, fragt er.

„Ich weiß nicht, was du vor hast, Kumpel“, kommt die Antwort. „Aber wir sind hier, um eine Kiesbank wegzubaggern.“

Aufgeplustert

Der Fischer Mick Tatum hat in dreißig Jahren auf See schon so einiges erlebt. Trotzdem trifft ihn der Idiot, der versucht, ihn in einer Nebelschwade vor der Küste von Sussex zu versenken, völlig unvorbereitet.

Mick ist auf seiner Aquastar 33 mit ein paar Anglern draußen. Die See ist ruhig aber sehr, sehr neblig. Die Sichtweite ist runter auf ein paar Meter, deshalb kleben seine Augen am Radarschirm, und das Tempo entspricht dem einer müden Makrele. Plötzlich erscheint am Rand des Radarbilds ein sich schnell bewegendes Objekt, das sich rasch von achtern dem Fischer nähert. Mick beobachtet das Echo und sieht, dass es vierzig Knoten drauf hat und von den Ausmaßen der Reflexion her ein ziemlich großes Fahrzeug sein muss. Er verändert seinen Kurs, aber das tut der Fleck auf seinem Schirm auch, der ohne Rücksicht auf Verluste immer dichter kommt.

„Der ist verrückt“, sagt sich Mick und reduziert zur Bestätigung die Reichweite der Darstellung.

Kein Zweifel, das Ding ist groß und zielt so genau auf Micks Spiegel wie eine Rakete mit eigener Radarsteuerung. Außerdem pendelt es ständig von rechts nach links, was es unmöglich macht, vorherzusehen, was als nächstes kommt. Bei einem Abstand von nur einer Meile macht Mick das einzige, was ihm noch zu tun übrig bleibt: Er ruft den Anglern zu, dass sie ihre Leinen einholen sollen und wendet, um der Bedrohung von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. So kann er auch am besten sehen und hat immer noch die Chance, mit Vollgas im letzten Augenblick nach Backbord oder Steuerbord

auszuweichen. Mick hofft inständig, dass er genug Zeit haben wird, das Fahrzeug rechtzeitig auszumachen und die richtige Entscheidung zu treffen, bevor es zum Zusammenstoß kommt. Mit unveränderter Geschwindigkeit rauscht das Objekt heran, und Mick lässt sein Nebelhorn fünf Mal ordentlich dröhnen. Das ist das internationale Signal für „Was haben Sie vor?“, oder umgangssprachlich: „Geh mir aus dem *@@**@** Weg.“ Dann hält er den Atem an und blinzelt in den Nebel.

Das unbekannte Fahrzeug antwortet mit lautem Gekreisch, dann blitzt es kurz weiß auf der Backbordseite der Aquastar auf. Kein Zusammenstoß, nicht einmal Schwell.

Es ist schon erstaunlich, wieviel Angst einem eine Schar Gänse einjagen kann, wenn alles, was man von ihnen sieht, das Echo auf dem Radarschirm ist.



... den Überführungsskipper eines holländischen Stahlverdrängers.

Heutzutage hilft die Präzision der Elektronik dem Navigator, seine Position auf den Punkt genau festzustellen. Manchmal allerdings auch zu genau. Die Crew eines holländischen Stahlverdrängers benutzte das Decca-Verfahren, um sich bei einer Sichtweite, die gegen Null ging, durch den Ärmelkanal vorzutasten. Das GPS war damals noch ungenau, Bill Clinton hatte die „selektive Verfügbarkeit“ (die programmierte Ungenauigkeit für zivile Nutzer) noch nicht ausgeschaltet. Das Funknavigationssystem Decca jedoch hatte diesen absichtlichen Fehler nie, so wird ihm blind vertraut. Und richtig, das System lässt die ÜberführungscREW nicht im Stich.

Das Ziel ist das Feuerschiff *South Goodwin*, und mangels Sicht ist dessen Position als Wegpunkt eingegeben. Das Decca bringt sie genau dahin.

„Eine echte Punktlandung“, sagt der Skipper, „wir haben das Feuerschiff genau zwischen den beiden O's getroffen.“

